

**Wie sich personale Identität in sozialer Interaktion und Anerkennungsprozessen bildet. Eine Anfrage aus bildungsphilosophischer Sicht**

Do 17-19 Uhr, Seminarraum 1, Beginn: 09. Okt 2014, Ende: 15. Jan 2015

**09.10.**

**Einführung** zu Frageperspektive und Problemstellung, Vorstellung der Literatur zum Thema

**16.10.**

**Inwiefern ist „der Mensch“ ein Gemeinschaftswesen?** Sozialphilosophische Grundlegung

TEXT Aristoteles, Politik (1252a-1253a); Begriff der Anerkennung bei Fichte und Hegel – Auszüge!

**23.10.**

**Das Ich im Wir – ein Privileg des Menschen?** Geteilte Intentionalität als Bedingung der Möglichkeit von sozialer Kooperation und kollektiven Identitäten

TEXT Michael Tomasello, Die Ursprünge menschlicher Kommunikation (2011), S. 12-22/347-365

**30.10.**

**„Die Enthüllung der Person im Handeln und Sprechen“.** Inwiefern ist Wir-Erleben als „primäre Quelle der Humanität“ (Adorno)?

TEXT Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, §§ 24-26

**6.11.**

**Wie geht Anerkennen von Andersein?** Eine phänomenologische Betrachtung

TEXT Ute Guzzoni, In-der-Welt-sein als Kommunikation – Kommunikation als Fragen und Antworten, in: Maas/Van Reijen (Hg.), *Geteilte Sprache* (1988), S. 39-60

**13.11. / 20.11.**

**Welche Modi der intersubjektiven Anerkennung lassen sich strukturell unterscheiden?**

TEXT Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte* (2010), S. 148-229

**27.11.**

**Was bedeutet der heutige Trend zu „organisierter Selbstverwirklichung“?**

Paradoxien der Individualisierung in der (digitalen) Massengesellschaft

TEXT Axel Honneth, *Das Ich im Wir. Studien zur Anerkennungstheorie* (2010), 202-222ff und 261-279

**04.12.**

**Die Kosten der Identität und die Bindungskraft des Sozialen.** Inwiefern ist wechselseitige Anerkennung das Ziel oder nur eine Strategie in den Arenen der Identitätspolitik?

TEXT Thomas Bedorf, *Verkennende Anerkennung. Über Identität und Politik* (2010), S. 193-225

**11.12.**

**Bildung verstanden als intersubjektives Geschehen.** Anerkennung als Schlüsselkategorie kritischer Bildungstheorie.

TEXT Krassimir Stojanov, Bildungsgerechtigkeit: Rekonstruktionen eines umkämpften Begriffs (2011), S. 67-95; Stojanov, Bildung und Anerkennung (2012), S. 54-68

**18.12.**

**Identität, Weltbezug und kulturelle Zugehörigkeit** - Migration als Bildungsprozess?

TEXT Stojanov, Bildung und Anerkennung. Soziale Voraussetzungen von Selbst-Entwicklung und Welt-Erschließung (2012), S. 163-200

**08.01.**

**Selbstbildung durch soziale Interaktion in der (Kinder-)Gruppe.** Zur Rolle des Philosophierens mit Kindern für Selbstbildung und ‚Gemeinsinn‘-entwicklung von Anfang an

TEXT Holger Brandes, Selbstbildung in Kindergruppen (2008), S. 123-144; Minkyung Kim, Philosophieren mit Kindern als Möglichkeit des interkulturellen Lernens, (2014) S. 151-184

**15.01.**

**Rückblick und Ausblick** Was folgt also *bildungsphilosophisch* für Selbst-Bildung in der Praxis?

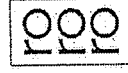
Aristoteles

## POLITIK

Auf der Grundlage der  
Bearbeitung von  
Nelly Tsouyopoulos  
und Ernesto Grassi

neu herausgegeben  
von Ursula Wolf

Nach  
der Übersetzung  
von Franz Susemihl  
mit Einleitung,  
Bibliographie und  
zusätzlichen  
Anmerkungen von  
Wolfgang Kullmann



rowohlt enzyklopädie

1. Gemeinschaft (*koinōnía*) und Staat (*pólis*)

1. Die menschlichen Gemeinschaften sind von ihrem Ziel her bestimmt. (a) Jede Gemeinschaft strebt nach einem Gut (*agathón*). (b) Die staatliche (*politiké*) Gemeinschaft strebt nach dem vornehmsten aller Güter und sie schließt alle anderen Gemeinschaften in sich. • 2. Gemeinschafts- und Regierungsformen sind nicht nur quantitativ, sondern vor allem qualitativ verschieden. • 3. Methode der Untersuchung: Das Zusammengesetzte bis zu den einfachsten Teilen zerlegen.

(1.a) Alles, was Staat (*pólis*) heißt, ist ersichtlich eine Art von Gemeinschaft (*koinōnía*), und jede Gemeinschaft bildet sich und besteht zu dem Zweck, irgendein Gut (*agathón*) zu erlangen.<sup>1</sup> Deren um dessentwillen, was ihnen ein Gut zu sein scheint, tun überhaupt alle alles, was sie tun. (b) Wenn nun aber sonach eine jede Gemeinschaft irgendein Gut zu erreichen strebt, so tut dies offenbar ganz vorzugsweise und trachtet nach dem vornehmsten aller Güter diejenige Gemeinschaft, welche die vornehmste von allen ist und alle anderen in sich schließt. Dies ist aber der sogenannte Staat und die staatliche Gemeinschaft (*politiké koinōnía*).

(2.) Diejenigen<sup>2</sup> nun aber, die da meinen, daß die Aufgabe des Staatsmannes (*politikós*), des Königs (*basilikós*), des Hausverwalters (*oikonomikós*) und des Herrn (*despotikós*) eine und dieselbe sei, haben unrecht. Sie gehen nämlich von der Ansicht aus, daß nur die größere oder geringere Zahl der Beherrschten und nicht die Art der Gemeinschaft hier den Unterschied mache, so daß hiernach, wenn einer nur wenigen zu gebieten hat, er Herr, wenn mehreren, Hausverwalter, und wenn noch mehreren, Staatsmann oder König sein würde, indem nach ihrer Meinung ein großes Haus (*politiká*) und ein kleiner Staat in nichts verschieden sind. Und auch zwischen dem Staatsmann und dem König machen sie keinen Unter-

schied der Art, sondern nur den, daß, wenn einer für sich allein an der Spitze steht, er König, wenn er aber nach den Grundsätzen der nämlichen Wissenschaft den Staat leitet und dabei im Regieren (*árchein*) und Regiertwerden (*árchesthai*) mit anderen abwechselt, er Staatsmann sei.

(3.) Daß dies falsch ist, wird klar, wenn wir die Untersuchung nach unserer gewohnten Methode führen. Wie man nämlich auch sonst überall das Zusammengesetzte bis zum Einfachen hin teilen muß – denn dies ergibt eben die kleinsten Teile des Ganzen –, so muß man auch beim Staat verfahren; und wenn wir seine Bestandteile untersuchen, so werden wir auch in bezug auf die in Rede stehenden Begriffe wohl zu klarer Einsicht darüber gelangen, wodurch sie sich voneinander unterscheiden und ob es möglich ist, jeden derselben wissenschaftlich festzulegen.

## 2. Ursprung und Werden des Staates

1. Die einfacheren, natürlichen Gemeinschaften (*koinonía*): (a) Verbindung Mann und Frau wegen der Fortpflanzung. (b) Verbindung zwischen Regierendem (*árchôn*) und Regiertem (*archónomnon*) wegen der Lebenserhaltung. (c) Unterscheidung zwischen Weib und Sklaven (*sklotos*). (d) Bei den Barbaren ist Gemeinschaft nur die Verbindung zwischen einem Sklaven und einer Sklavin. •
2. Haus (*oikos*) und Dorf (*kómê*). (a) Die Familie ist die früheste Gemeinschaft; Bestimmung des Hauses. (b) Entstehung des Dorfes. • 3. Die älteste Regierungsform; Ableitung des Königturns aus der Regierungsform des Hauses. • 4. Bestimmung des Staates aus Selbstgenügsamkeit (*autárkeia*) macht das Wesen des Staates aus. (b) Seiner Natur (*phýsis*) gemäß ist der Staat Endzweck (*télos*) aller staatlicher Gemeinschaften. • 5. Der Mensch ist von Natur ein nach staatlicher Gemeinschaft strebendes Wesen (*zôon politikón*). (a) These. (b) Der Mensch (als *zôon politikón*) unterscheidet sich gründlich von den Herdentieren. (c) Die Stimme (*phônê*) kommt allen Tieren zu, die menschliche Gemeinschaft wird nur durch die Sprache (*lógos*) ermöglicht. • 6. Der Staat ist ursprünglich als das Haus oder der einzelne. (a) These. (b) Begründung: Das Ganze ist ursprünglicher als der Teil. (c) Schlussfolgerung. • 7. Das Zustandekommen des Staates ist die Voraussetzung für die Verwirk-

lichung der Gerechtigkeit (*dikaiosýnê*): (a) Der Mensch ist ohne Gesetz (*nómos*) und Recht (*dike*) das schlimmste und gefährlichste aller Lebewesen. (b) Das Recht ist die Ordnung der staatlichen Gemeinschaft.

(1.a) Die beste Methode dürfte hier wie bei anderen Problemen sein, daß man die Dinge in ihrem fortschreitenden Wachstum ins Auge faßt.<sup>2</sup> Vor allem ist es eine Notwendigkeit, daß, was nicht ohne einander bestehen kann, sich paarweise miteinander vereint, einerseits das Weibliche und Männliche um der Fortpflanzung willen (und zwar nicht aus bewußter Absicht, sondern gerade so, wie auch den Tieren und Pflanzen von Natur der Trieb inwohnt, ein anderes, ihnen gleiches Wesen zu hinterlassen), (b) andererseits das von Natur Regierende (*árchôn*) und das von Natur Regierte (*archónomnon*) um der Lebenserhaltung willen; denn was vermöge seines Verstandes (*dianoia*) vorausschauen vermag, ist von Natur das Regierende und Herrschende (*despózon*), was aber nur vermöge seiner körperlichen Kräfte das Vorgesehene auszurichten imstande ist, ist von Natur das Regierte und Dienende (*doúton*), daher denn auch Herr (*despótês*) und Sklave (*sklotos*) das nämliche Interesse haben. (c) Von Natur nun ferner sind Weib und Sklave geschieden, denn die Natur verfährt nicht so karg, daß sie solche Gebilde schüfe wie die Messerschmiede das delphische Messer, sondern für jeden besonderen Zweck auch immer ein besonderes, weil so jedes Werkzeug die höchste Vollendung erhält, wenn es nicht zu vielen Zwecken, sondern nur zu einem einzigen dient. (d) Wenn aber bei den Barbaren Weib und Sklave dieselbe Stellung haben, so liegt der Grund hiervon darin, daß ihnen überhaupt dasjenige fehlt, was von Natur zum Regieren bestimmt ist, vielmehr die Gemeinschaft hier nur die Verbindung einer Sklavin mit einem Sklaven ist. Daher sagen denn auch unsere Dichter: «Ja, mit Fug den Griechen sind die andern untertan»<sup>4</sup>, um damit auszudrücken, daß der Barbar und der Sklave von Natur dasselbe sind.

(2.a) Aus diesen beiden Gemeinschaften entsteht nun zunächst das Haus, und mit Recht sang Hesiod: «Sorge zuerst für ein Haus, für den Pflugsner und für ein Weib auch»<sup>5</sup>, denn der Ochse vertritt bei den Armen die Stelle des Hausknechts (*oikéτης*). Die für

das gesamte tägliche Leben bestehende Gemeinschaft ist also naturgemäß das Haus (*oikos*), dessen Glieder Charondas<sup>6</sup> Brotkornossen, Epimenides<sup>7</sup> der Kreter aber Krippengenosen nennt. (b) Diejenige Gemeinschaft aber, welche zunächst aus mehreren Häusern zu einem über das tägliche Bedürfnis hinausgehenden Zweck sich bildet, ist das Dorf (*kōmē*), das am naturgemäße-  
sten als Kolonie (*apoikia*) des Hauses (*oikia*) zu betrachten sein dürfte und dessen Glieder von manchen Milchgenossen, Kinder und Kindeskinde, genannt werden.

(3.) Diesem Ursprung gemäß wurden denn auch die Staaten (*polis*) von Königen regiert (*basileuschaia*), und die Barbarenvölker werden es auch jetzt noch, weil Leute, die unter einer königlichen Herrschaft standen, zu ihnen zusammeniraten. Denn jedes Haus wird von dem Ältesten wie von einem König regiert und ebenso daher auch die Kolonien des Hauses wegen der Verwandtschaft ihrer Genossen. Und das ist es auch, was Homer meint, wenn er sagt: «und jeglicher richtet nach Willkür / Weiber und Kinder allein»<sup>8</sup>. Jene nämlich lebten zerstreut, und so hausten überhaupt die Menschen der Urzeit. Auch von den Göttern aber gilt deshalb der allgemeine Glaube, daß sie unter einem König stehen, weil eben die Menschen selber zum Teil noch jetzt so regiert werden, zum Teil es einstmals wurden; und wie die Menschen sich ihre Götter an Gestalt sich selber gleich vorstellen, so auch an Lebensweise.

(4.a) Die aus mehreren Dörfern sich bildende vollendete Gemeinschaft nun aber ist bereits der Staat, welcher, wie man wohl sagen darf, das Endziel völliger Selbstgenügsamkeit (*autarkeia*) erreicht hat, indem er zwar entsteht um des bloßen Lebens, aber besteht um des vollendeten Lebens willen. (b) Drum, wenn schon jene ersten Gemeinschaften naturgemäße Bildungen sind, so gilt dies erst recht von jedem Staat, denn dieser ist Endziel (*télos*) von jenen; die Natur (*physis*) ist eben Endziel, denn diejenige Beschaffenheit, welche ein jeder Gegenstand erreicht hat, wenn seine Entwicklung vollendet ist, eben diese nennen wir die Natur desselben, wie z. B. die des Menschen, des Rosses, des Hauses. Auch ist das Ziel und der Endzweck das Beste, die Selbstgenügsamkeit ist aber der Endzweck und das Beste.

(5.a) Hiernach ist denn klar, daß der Staat zu den naturgemä-

ßen Gebilden gehört und daß der Mensch von Natur ein politisches Lebewesen (*zōon politikón*) ist; und derjenige, der von Natur und nicht durch zufällige Umstände außer aller staatlichen Gemeinschaft lebt, ist entweder mehr oder weniger als ein Mensch, wie etwa der von Homer Beschimpfte: «Ohne Geschlecht und Gesetz, ohn' eigenen Herd»<sup>9</sup>. Denn dieser ist von Natur ein solcher und gleichzeitig gierig nach Krieg, da er isoliert dasteht, wie man im Brettspiel<sup>10</sup> sagt. (b) Daß ferner der Mensch in weit höherem Maße als die Bienen und alle anderen herdenweise lebenden Tiere ein politisches Lebewesen ist, liegt klar zutage. Denn nichts tut, wie wir behaupten, die Natur zwecklos. (c) Der Mensch ist aber das einzige Lebewesen, das Sprache (*lógos*) besitzt. Die bloße Stimme (*phōnē*) nämlich zeigt nur das Angenehme und Unangenehme an, darum kommt sie auch den anderen Lebewesen zu (denn so weit reicht ihre Natur, Angenehmes und Unangenehmes wahrzunehmen und von dieser Wahrnehmung einander Zeichen zu geben); die Sprache dagegen ist dazu bestimmt, das Nützliche und Schädliche deutlich kundzutun und also auch das Gerechte (*dikaion*) und Ungerechte (*adikaion*). Denn das ist eben dem Menschen eigentümlich im Gegensatz zu den Tieren, daß er allein fähig ist, sich vom Guten (*agathón*) und Schlechten (*kakón*), von Recht und Unrecht Vorstellungen zu machen. Die Gemeinschaftlichkeit dieser Vorstellungen ruft aber eben das Haus und den Staat ins Leben.

(6.a) Auch von Natur ursprünglicher aber ist der Staat als das Haus und jeder einzelne von uns.<sup>11</sup> (b) Denn das Ganze ist notwendig ursprünglicher als der Teil<sup>12</sup>, weil ja, wenn der ganze Leib dahin ist, auch nicht mehr Fuß noch Hand existiert, außer dem Namen nach, gerade wie man auch eine steinerne Hand noch eine Hand nennt. Jedes Ding wird nämlich durch seine besonderen Fähigkeiten (*érgon*) und Möglichkeiten (*dynamis*) bestimmt; und wenn es diese nicht mehr besitzt, so ist es nicht mehr dasselbe Ding, und es sollte nicht mehr als dasselbe Ding bezeichnet werden, es sei denn im Sinne bloßer Namensgleichheit. (c) Daß also der Staat von Natur besteht und ursprünglicher als der Einzelne ist, ist klar. Denn wenn eben jeder einzelne für sich nicht sich selber genügend ist, so verhält er sich zum Staat gerade so wie die Teile eines anderen Ganzen zu diesem letzteren; wenn er aber an-

dererseits überhaupt nicht an einer Gemeinschaft sich zu beteiligen vermag oder dessen durchaus nicht bedarf wegen seiner Selbstgenügsamkeit, so ist er freilich kein Teil des Staates, aber eben damit entweder ein Tier<sup>13</sup> oder aber ein Gott.

(7.a) Diesem allen gemäß lebt nun zwar auch von Natur in allen Menschen der Trieb, in diese Art von Gemeinschaft einzutreten; aber derjenige, welcher den Staat zuerst wirklich ins Leben rief, war damit der Urheber der höchsten Güter. Denn wie der Mensch in seiner Vollendung das edelste aller Lebewesen ist, so wiederum losgerissen von Gesetz (*nómos*) und Recht (*dike*) das schlimmste von allen. Denn nie ist die Ungerechtigkeit (*adikia*) fürchterlicher, als wenn sie Waffen hat; der Mensch aber hat die natürlichen Waffen in Händen durch seine angeborene Klugheit und Tüchtigkeit, Waffen, die am allermeisten dazu geeignet sind, zu den entgegengesetzten Zwecken sich ihrer zu bedienen.<sup>14</sup> Und daher ist er denn ohne Tugend (*areté*) das ruchloseste und wildeste Lebewesen und in bezug auf Schlechts- und Gaumenlust das schlimmste von allen. (b) Die Gerechtigkeit (*dikaiosyné*) aber stammt erst vom Staate her, denn das Recht ist die Ordnung der staatlichen Gemeinschaft; das Recht (*dike*) aber ist die Entscheidung darüber, was gerecht ist.





# Michael Tomasello Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation

Aus dem Amerikanischen von  
Jürgen Schröder

Menschen sprechen – soweit wir wissen im Gegensatz zu allen anderen Lebewesen auf diesem Planeten. Generationen von Wissenschaftlern haben sich an diesem bemerkenswerten Faktum abgearbeitet, Spekulationen über die Herkunft der menschlichen Sprache gibt es viele, aber bis heute keine überzeugende Erklärung. Mit *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation* gelingt Michael Tomasello ein entscheidender Schritt zur Lösung dieses Rätsels.

Gestützt auf reiches empirisches Material aus der Primaten- und Säuglingsforschung und die einflußreichsten Theorien der Sprachphilosophie sowie anhand einer Vielzahl von Beispielen aus der menschlichen Alltagskommunikation präsentiert er ein raffiniertes, mehrstufiges Modell der Sprachentwicklung in individualgeschichtlicher wie auch artgeschichtlicher Perspektive. Zentrale Gelenkstelle in diesem Modell sind Gesten sowie eine »psychologische Infrastruktur geteilter Intentionalität«, die dafür sorgt, daß Menschen ihre Wahrnehmungen und Absichten zum Bezugspunkt ihres gemeinsamen Handelns machen können.

Michael Tomasello ist Kodirektor am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig, 2009 erhielt er den Hegel-Preis der Stadt Stuttgart.

Im Suhrkamp Verlag ist von ihm erschienen: *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens* (stw 1827) und *Warum wir kooperieren* (eu 36).

Suhrkamp

## 1 Konzentration auf die Infrastruktur

Was wir Bedeutung nennen, muß mit der primitiven Gebärdensprache (Zeigesprache) zusammenhängen.

Ludwig Wittgenstein, *The Big Typescript*

Versuchen Sie einmal, irgendeinem Tier im Zoo etwas Einfaches mitzuteilen. Teilen Sie einem Löwen, einem Tiger oder einem Bären mit, seinen Körper »so« zu drehen, indem Sie ihm durch eine Geste Ihrer Hand oder Ihres Körpers zeigen, was er tun soll, und ihm dafür eine köstliche Leckerei anbieten. Oder zeigen Sie einfach auf die Stelle, wo sich das Tier hinstellen soll oder das Futter versteckt ist. Oder informieren Sie es darüber, daß ein furchterregendes Raubtier hinter einem Busch lauert, indem Sie sowohl auf die Stelle zeigen als auch durch Gebärdenspiel die Handlungen des Raubtiers nachahmen. Das Tier wird Sie nicht verstehen. Das liegt nicht daran, daß es nicht interessiert oder motiviert oder auf seine eigene Art intelligent ist, sondern daran, daß Sie Tieren einfach nichts *mitteilen* können, nicht einmal nonverbal, und auch nicht erwarten können, daß sie das Gesagte verstehen.

Menschen finden solche Gesten wie Zeigen und Gebärdenspiel gewiß völlig natürlich und durchsichtig: Schauen Sie einfach, wohin ich zeige, und Sie werden *sehen*, was ich meine. Tatsächlich verwenden und verstehen sogar Kleinkinder, die noch nicht sprechen können, die Zeigegeste, und in vielen sozialen Situationen, in denen verbale Verständigung unmöglich oder unpraktisch ist – beispielsweise über einen überfüllten Raum hinweg oder in einer lauten Fabrik –, kommunizieren Menschen natürlicherweise durch Zeigegesten und Gebärdenspiel. Touristen schaffen es in vielen Situationen innerhalb fremder Kulturen, in denen niemand ihre konventionelle Sprache teilt, zu überleben und erfolgreich zu

interagieren, indem sie sich gerade auf solche von Natur aus bedeutungstragenden Formen gestischer Kommunikation stützen.

Meine zentrale Behauptung in diesem Buch ist, daß wir zuerst verstehen müssen, wie Menschen durch den Gebrauch natürlicher Gesten miteinander kommunizieren, bevor wir nachvollziehen können, wie Menschen durch den Gebrauch einer Sprache miteinander kommunizieren und wie diese Fertigkeit im Lauf der Evolution entstanden sein könnte. Meine evolutionäre Hypothese wird nämlich lauten, daß die ersten, nur beim Menschen vorkommenden Formen der Kommunikation im Zeigen und Gebärdenspiel bestanden. Die soziale kognitive und sozio-motivationale Infrastruktur, die diese neuen Formen der Kommunikation ermöglichte, wirkte dann als eine Art psychologische Plattform, auf der die verschiedenen Systeme konventioneller sprachlicher Kommunikation (alle 6000 existierenden) aufgebaut werden konnten. Zeigen und Gebärden waren somit die entscheidenden Übergangspunkte in der Evolution menschlicher Kommunikation und beinhalteten schon die meisten der nur beim Menschen vorkommenden Formen sozialer Kognition und Motivation, die für die spätere Schaffung konventioneller Sprachen erforderlich waren.

Das Problem ist, daß natürliche Gesten im Vergleich zu konventionellen menschlichen Sprachen (einschließlich konventionellierter Zeichensprachen) sehr schwache Kommunikationsmittel zu sein scheinen, da sie viel weniger Information »im« Kommunikationssignal selbst enthalten. Betrachten wir das Zeigen, das, wie ich später argumentieren werde, die ursprüngliche Form der nur beim Menschen vorkommenden Kommunikation war. Nehmen wir an, Sie und ich seien auf dem Weg zur Bibliothek, und aus heiterem Himmel zeige ich in die Richtung einiger Fahrräder, die an der Mauer der Bibliothek lehnen. Ihre Reaktion wird sehr wahrscheinlich

»Häh?« sein, weil Sie keine Ahnung davon haben, auf welchen Aspekt der Situation ich hinweise oder warum ich das tue, da das Zeigen an sich nichts bedeutet. Aber wenn Sie sich einige Tage zuvor auf besonders üble Weise von Ihrem Freund getrennt haben, und wir beide wissen, daß der andere das weiß, und eines der Fahrräder ihm gehört, wovon wir ebenfalls wissen, daß der andere das weiß, dann könnte genau dieselbe Zeigegeste in genau derselben Situation etwas sehr Komplexes bedeuten wie zum Beispiel »Ihr Exfreund ist schon in der Bibliothek (wir sollten sie deshalb vielleicht meiden)«. Wenn andererseits eines der Fahrräder dasjenige ist, von dem wir beide wissen, daß der andere weiß, daß es Ihnen vor kurzem gestohlen wurde, dann wird genau dieselbe Zeigegeste etwas völlig anderes bedeuten. Oder vielleicht haben wir uns gefragt, ob die Bibliothek zu dieser späten Stunde noch geöffnet ist, und ich weise auf die vielen Fahrräder draußen hin als Zeichen dafür, daß sie geöffnet ist.

Man könnte sagen, daß das, was die Bedeutung in diesen verschiedenen Beispielen trägt, der »Kontext« ist, aber das ist nicht sehr hilfreich, da alle physischen Merkmale des unmittelbaren kommunikativen Kontextes in den verschiedenen Szenarien (per Festsetzung) identisch sind. Unterschiedlich waren jeweils und einzig unsere vorgängigen gemeinsamen Erfahrungen, und diese waren nicht der eigentliche Inhalt der Kommunikation, sondern nur ihr Hintergrund. Unsere Frage lautet daher: Wie kann etwas so Einfaches wie ein ausgestreckter Finger auf so komplexe Weise etwas mitteilen – und das bei verschiedenen Gelegenheiten auf so verschiedene Weise?

Jede denkbare Antwort auf diese Frage wird sich stark auf kognitive Fertigkeiten beziehen müssen, die manchmal Fertigkeiten des Erfassens geistiger Zustände oder des Erfassens von Intentionen genannt werden. Um eine Zeigegeste zu interpretieren, muß man also feststellen können, welche

Absicht der andere mit einer derartigen Lenkung meiner Aufmerksamkeit verfolgt. Um aber diese Feststellung einigermaßen zuverlässig zu treffen, ist im prototypischen Fall eine Art von gemeinsamer Aufmerksamkeit oder geteilter Erfahrung erforderlich (Wittgensteins Lebensformen; Bruners Formate gemeinsamer Aufmerksamkeit; Clarks gemeinsamer begrifflicher Hintergrund).<sup>1</sup> Wenn ich beispielsweise einer Ihrer Freunde bin, nicht in derselben Stadt lebe und es unmöglich ist, daß ich mit dem Fahrrad Ihres Exfreundes vertraut bin, dann werden Sie nicht annehmen, daß ich Sie darauf hinweise. Das ist selbst dann so, wenn ich wundersamerweise tatsächlich wissen sollte, daß dies sein Fahrrad ist. Sie aber nicht wissen, daß ich das weiß. Im allgemeinen genügt es für eine reibungslose Kommunikation nicht, daß Sie und ich gesondert und privat wissen, daß dies sein Fahrrad ist (es genügt nicht einmal, daß der andere das weiß). Diese Tatsache muß vielmehr ein wechselseitig zwischen uns geteiltes Wissen sein. Und wenn wir ein geteiltes Wissen darüber besitzen, daß dies sein Fahrrad ist, aber nicht, daß Sie und Ihr Freund sich gerade getrennt haben (selbst wenn jeder von uns das privat weiß), dann werden Sie wahrscheinlich denken, daß ich auf das Fahrrad Ihres Exfreundes hinweise, um zum Betreten der Bibliothek anzuregen, und nicht, um Sie davon abzubringen. Die Fähigkeit, einen gemeinsamen begrifflichen Hintergrund<sup>2</sup> zu schaffen – gemeinsames Aufmerksamkeits- geteilte Erfahrung, gemeinsames kulturelles Wissen →

<sup>1</sup> Wittgenstein 1953/2008, Bruner 1983/1987, Clark 1996.

<sup>2</sup> Herbert Clarks Ausdruck »common ground« wird in der sprachpsychologischen Literatur mit »gemeinsames Weltwissen« oder »gemeinsame Weiterführung« wiedergegeben. Um gegenüber einem Wissen, das verschiedene Individuen unabhängig voneinander erworben haben, und einem Wissen, das sie sich durch gemeinschaftliche Tätigkeiten angeeignet haben, neutral zu bleiben, wurde »common ground« im folgenden mit »gemeinsamer Hintergrund« übersetzt. (A.d.Ü.)

ist eine absolut entscheidende Dimension aller menschlichen Kommunikation, einschließlich der sprachlichen mit all ihren (Personalpronomina) *er, sie* und *es*.

Von einem evolutionären Gesichtspunkt aus gesehen, ist der andere bemerkenswerte Aspekt dieses alltäglichen Spiels einer menschlichen Zeigegeste seine prosoziale Motivation. Ich informiere Sie über die wahrscheinliche Gegenwart Ihres Exfreunds oder den Standort Ihres gestohlenen Fahrrads einfach deshalb, weil ich glaube, daß Sie diese Dinge wissen möchten. Im Tierreich ist eine derartige nützliche Mitteilung von Information äußerst selten, selbst bei unseren nächsten Verwandten unter den Primaten (in Kapitel 2 werden wir uns mit entsprechenden Beispielen befassen, etwa mit Wänschreien und auf Nahrung hinweisenden Rufen). Wenn beispielsweise ein wimmerndes Schimpansenjunges nach seiner Mutter sucht, haben mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit alle anderen Schimpansen in der unmittelbaren Umgebung davon Kenntnis. Wenn ein sich in der Nähe befindendes Weibchen nun weiß, wo die Mutter ist, wird sie es dem suchenden Jungen aber nicht sagen, obwohl sie durchaus in der Lage ist, ihren Arm in einer Art von Zeigegeste auszustrecken. Sie wird es dem Kind deshalb nicht sagen, weil es einfach nicht zu ihren Kommunikationsmotiven gehört, andere auf hilfreiche Weise über etwas zu informieren. Menschliche Kommunikationsmotive sind im Gegensatz dazu so grundlegend kooperativ angelegt, daß wir andere nicht nur über bestimmte Dinge auf hilfreiche Weise informieren, sondern wir einen Wunsch anderen einfach zur Kenntnis bringen, in der Erwartung, daß sie von sich aus Hilfe anbieten werden. So kann ich beispielsweise Wasser zum Trinken erbitten, indem ich einfach sage, daß ich es will (und Sie dadurch über meinen Wunsch informiere), wobei ich weiß, daß Ihre Neigung zu helfen (und unser gegenseitiges Wissen darüber) die Handlung des Informierens in den

meisten Fällen in eine vollständige Aufforderung verwandelt.

Menschliche Kommunikation ist somit ein grundlegend kooperatives Unternehmen, das am natürlichsten und reichungslosesten im Kontext eines wechselseitig voraussetzenden, gemeinsamen begrifflichen Hintergrunds (1) und wechselseitig vorausgesetzter, kooperativer Kommunikationsmotive (2) funktioniert. Die grundlegend kooperative Eigenart menschlicher Kommunikation ist natürlich die zentrale Einsicht von Grice<sup>3</sup> und wird in verschiedenen Graden und auf verschiedene Weise von anderen angenommen, die in dieser Tradition stehen, wie zum Beispiel Clark,<sup>4</sup> Sperber und Wilson<sup>5</sup> und Levinson.<sup>6</sup> Wenn wir jedoch die letzten Ursprünge sowohl phylogenetisch als auch ontogenetisch verstehen wollen, müssen wir uns außerhalb der Kommunikation selbst umsehen und uns die menschliche Kooperation auf allgemeinere Weise anschauen. Es stellt sich heraus, daß die menschliche Kooperation in vielen Hinsichten einzigartig im Tierreich ist, sowohl was ihre Strukturen als auch ihre Motive betrifft.

Inbesondere wird die menschliche Kooperation durch etwas strukturiert, das einige zeitgenössische Handlungstheoretiker »geteilte Intentionalität« oder »Wir-Intentionalität« nennen.<sup>7</sup> Im allgemeinen ist geteilte Intentionalität für die Beteiligung an spezifisch menschlichen Formen von Zusammenarbeit notwendig, bei denen ein Subjekt im Plural, ein »Wir« auftritt: gemeinsame Ziele, gemeinsame Absichten, wechselseitiges Wissen, geteilte Überzeugungen – und das alles im Kontext diverser Kooperationsmotive. Diese Gemein-

3 Grice 1957/1977; 1975/1979.

4 Clark 1992, 1996.

5 Sperber und Wilson 1986.

6 Levinson 1995, 2006.

7 Searle 1995/1997, Bratman 1992, Gilbert 1989.

samkeit ist besonders auffällig bei Interaktionen, die Institutionen betreffen und solche kulturell konstruierten Dinge wie Geld, Ehe und Regierung einschließen, die nur innerhalb einer institutionellen, kollektiv konstituierten Wirklichkeit existieren, an die wir alle glauben und in der wir gemeinsam handeln, so als ob es sie wirklich gäbe. Geteilte Intentionalität gibt es aber auch bei einfacheren und konkreteren Aktivitäten der Zusammenarbeit, etwa wenn wir uns das Ziel setzen, zusammen ein Werkzeug herzustellen oder zusammen spazierenzugehen, oder wenn wir einfach den Anblick eines Berges zusammen bewundern oder gemeinsam eine religiöse Handlung vollziehen. Der Vorschlag lautet also, die menschliche kooperative Kommunikation – gleichgültig, ob dabei »natürliche« Gesten oder »willkürliche« Konventionen benutzt werden – als einen Fall, wenn auch einen besonderen, einer nur beim Menschen vorkommenden Aktivität der Kooperation zu begreifen, die auf geteilter Intentionalität beruht.<sup>8</sup> Die Kompetenzen und Motivationen geteilter Intentionalität machen somit das aus, was wir die »kooperative Infrastruktur der menschlichen Kommunikation« nennen können.

Wenn menschliche Kommunikation in einer Weise kooperativ strukturiert ist, wie das bei anderen Primaten nicht der Fall ist, stellt sich natürlich die Frage, wie sie entstanden sein könnte. Die Entstehung von Kooperation oder zumindest von Altruismus ist in der modernen Evolutionstheorie jedoch immer ein problematisches Thema. Wenn aber die Infrastruktur menschlicher kooperativer Kommunikation im Grunde dieselbe ist wie die aller anderen kollaborativen Aktivitäten, dann könnte es sein, daß sie sich als Teil einer umfassenderen menschlichen Anpassung in Richtung Kooperation und Kulturleben im allgemeinen entwickelte. Aus Gründen, die wir nicht kennen, hatten an einem bestimmten Punkt der

8 Tomasello, Carpenter, Call, Behne und Moll 2005.

menschlichen Entwicklung Individuen, die mit gemeinsamen Absichten, gemeinsamer Aufmerksamkeit und kooperativen Motiven ein gemeinsames Ziel verfolgen konnten, einen Anpassungsvorteil. Kooperative Kommunikation entstand dann als ein Mittel, diese Aktivitäten der Zusammenarbeit effizienter zu koordinieren, indem eine gemeinsame psychologische Infrastruktur geteilter Intentionalität zunächst vererbt und dann durch die Kommunikation weiter ausgebaut wurde. All das nahm mit ziemlicher Sicherheit seinen Anfang mit wechselseitigen Aktivitäten, bei denen ein Individuum, das seinem Partner half, zugleich sich selbst half. Dann fand jedoch eine Verallgemeinerung auf altruistischere Situationen statt, in denen Individuen einfach andere informierten oder mit ihnen zwanglos Dinge teilten, und zwar möglicherweise, um Reziprozität zu pflegen und zu demonstrieren, daß sie kooperativ sind. Erst später begannen die Menschen außerhalb kooperativer Kontexte auf diese neue kooperative Weise zu übergeordneten, nichtkooperativen Zwecken zu kommunizieren – bis sie sogar in der Lage waren, andere durch Lügen zu täuschen.

Die anfänglichen Schritte in diesem Prozeß vollzogen sich höchstwahrscheinlich im Modus der Geste. Das wird besonders deutlich, wenn wir die stimmliche und gestische Kommunikation unserer nächsten Verwandten unter den Primaten, den Menschenaffen, vergleichen. Die Vokalisierungen der Menschenaffen sind beinahe vollständig genetisch festgelegt, eng mit spezifischen Emotionen verknüpft und werden wahllos an alle in der unmittelbaren Umgebung gerichtet. Dagegen sind viele Gesten der Menschenaffen erlernt und werden in verschiedenen sozialen Situationen ganz flexibel zu verschiedenen sozialen Zwecken eingesetzt, wobei neue Gesten manchmal gelernt werden, um mit Menschen zu interagieren. Außerdem richten Menschenaffen diese Gesten an bestimmte Individuen und berücksichtigen dabei deren gegen-

wärtigen Aufmerksamkeitszustand. Lernen, Flexibilität und die Aufmerksamkeit für das Gegenüber sind offensichtlich grundlegende Merkmale der menschlichen Kommunikation. Bevor diese Merkmale existierten, konnten sich die Dinge nicht in die menschliche Richtung entwickeln. Wie viele Vertreter einer Theorie des gestischen Ursprungs zuvor bemerkt haben, ist es ebenfalls von Bedeutung, daß die menschliche Verwendung von Zeigegesten und Gebärdenspiel – als Nachfolger der Affengesten, sobald ein Zustand der Kooperation erreicht wurde – auf eine Weise »natürlich« ist, wie es arbiträre sprachliche Konventionen nicht sind. Insbesondere beruht das Zeigen auf der natürlichen Neigung von Menschen, der Blickrichtung von anderen zu externen Objekten zu folgen, und das Gebärdenspiel beruht auf der natürlichen Neigung, die Handlungen anderer als absichtlich zu interpretieren. Diese Natürlichkeit macht diese Gesten zu guten Kandidaten für einen Zwischenschritt in der Entwicklung der Kommunikation von Menschenaffen zu willkürlichen sprachlichen Konventionen.

Wie steht es nun mit der Sprache? Die vorliegende Hypothese macht geltend, daß willkürliche sprachliche Konventionen evolutionär nur innerhalb des Zusammenhangs von kollaborativen Aktivitäten, in denen die Teilnehmer Absichten und Aufmerksamkeit teilen und die durch natürliche Formen gestischer Kommunikation koordiniert werden, in Erscheinung treten konnten. Konventionelle Sprachen (die zuerst Zeichensprachen und dann stimmliche Sprachen waren) entstanden also auf dem Rücken dieser bereits verstandenen Gesten und ersetzten die Natürlichkeit des Zeigens und Gebärdenspiels durch eine gemeinsame Geschichte des sozialen Lernens (von der alle wechselseitig wissen, daß sie gemeinsam ist). Dieser Prozeß wurde natürlich durch die einzigartigen Fertigkeiten der Menschen zum kulturellen Lernen und zur Imitation ermöglicht, wodurch sie in die Lage versetzt

werden, von anderen und deren intentionalen Zuständen auf einzigartig leistungsfähige Weisen zu lernen.<sup>9</sup> Im Rahmen derselben evolutionären Entwicklung begannen Menschen, verschiedene grammatikalische Konventionen zu schaffen und kulturell weiterzugeben, die in komplexe sprachliche Konstruktionen gegliedert wurden, welche komplexe Typen von Botschaften zum Gebrauch in wiederkehrenden Kommunikationssituationen festschrieben.

Wir benötigen also grundlegende evolutionäre Prozesse, die auf unterschiedliche Weisen operieren, um den Ursprung der zugrundeliegenden psychologischen Infrastruktur menschlicher kooperativer Kommunikation zu erklären. Um die Ursprünge der 6000 verschiedenen konventionellen menschlichen Sprachen zu erklären, brauchen wir zusätzlich noch kulturgeschichtliche Prozesse, durch die besondere sprachliche Formen in einzelnen Sprachgemeinschaften konventionalisiert werden. Abfolgen dieser Formen werden dann in grammatikalische Konstruktionen aufgenommen, und alle diese Konventionen und Konstruktionen werden schließlich durch kulturelles Lernen an neue Generationen weitergegeben. So können wir hier besonders deutlich die anhaltende Dialektik zwischen evolutionären und kulturgeschichtlichen Prozessen beobachten, die zuerst von Vygotskij<sup>10</sup> und in einem moderneren evolutionären Rahmen von Richerson und Boyd<sup>11</sup> beschrieben wurde – und von der ich selbst eine Zeit lang besessen war.<sup>12</sup> Diese Perspektive auf die menschliche Kommunikation und Sprache stellt somit im Grunde den Vorschlag Chomskys vom Kopf auf die Füße, da die grundlegendsten Aspekte menschlicher Kommunikation als biolo-

9 Tomasello 1999/2002.

10 Vygotskij 1978/1992.

11 Richerson und Boyd 2005.

12 Tomasello, Kruger und Ratner 1993, Tomasello 2002, Tomasello et al. 2005.

gische Anpassungen zur Kooperation und sozialen Interaktion im allgemeinen aufgefaßt werden, während die im engeren Sinne sprachlichen Dimensionen der Sprache, einschließlich der grammatikalischen, kulturell konstruiert und von einzelnen Sprachgemeinschaften weitergegeben werden.

Der Weg zur modernen menschlichen Kommunikation war insgesamt betrachtet höchstwahrscheinlich ein sehr langer, ziemlich weitschweifiger und von vielen Wendungen durchsetzter. Um eine theoretische Darstellung zu bieten, die hauptsächlich auf empirischen Daten beruht, müssen wir daher viele, verschiedene Aspekte des Lebens von Menschenaffen und Menschen betrachten – was diese Darstellung ebenfalls lang und weitschweifig ausfallen läßt. Aber trotz der vielen Entwicklungen, denen wir unterwegs begegnen, ist unser endgültiger Bestimmungsort eindeutig und läßt sich leicht angeben: die Identifikation der für die Spezies einzigartigen Merkmale menschlicher Kommunikation und ihre ontogenetischen und phylogenetischen Wurzeln. Im Hinblick auf dieses Ziel werde ich im folgenden drei spezifische Hypothesen bewerten:

1. Die menschliche kooperative Kommunikation trat in der Evolution zuerst (und tritt in der Ontogenese zuerst) in der Form natürlicher, spontaner Gesten des Zeigens und des Gebärdenspiels auf.

2. Die menschliche kooperative Kommunikation beruht wesentlich auf einer psychologischen Infrastruktur geteilter Intentionalität, die im Laufe der Evolution zur Unterstützung von Aktivitäten der Zusammenarbeit entstand und deren wichtigste Komponenten die folgenden sind: (a) sozio-kognitive Fertigkeiten zur gemeinschaftlichen Erzeugung gemeinsamer Absichten und gemeinsamer Aufmerksamkeit (und anderer Formen eines gemeinsamen begrifflichen Hintergrunds), und (b) prosoziale Motive (und sogar Normen) des Helfens und Teilens mit anderen.

3. Konventionelle Kommunikation, wie sie in menschlichen Sprachen verkörpert ist, wird nur möglich, wenn die an ihr Beteiligten schon über folgendes verfügen: (a) natürliche Gesten und ihre Infrastruktur geteilter Intentionalität sowie (b) Fertigkeiten des kulturellen Lernens und der Nachahmung, um gemeinsam verstandene kommunikative Konventionen und Konstruktionen zu schaffen und weitergeben zu können.



Unsere Rede erhält durch unsere übrigen Handlungen ihren Sinn.

Ludwig Wittgenstein, *Über Gewißheit*

Ich habe angekündigt, daß es eine komplizierte Geschichte werden würde, und eine solche ist es nun auch geworden. Aber sehr markante und komplexe phänotypische Ergebnisse, wie die kooperative Kommunikation des Menschen, haben fast immer verwickelte und weitschweifige Evolutionsgeschichten. Und sehr markante und komplexe kulturelle Ergebnisse, wie die konventionellen menschlichen Sprachen, haben fast immer verwickelte und weitschweifige Kulturgeschichten, die darauf aufgebaut sind. Ich habe mich daher entschieden, diese ganze Komplexität der Wirklichkeit selbst zuzuschreiben, obwohl es natürlich gut möglich ist, daß wir einfach nicht alles hinreichend gut verstehen, um die verborgene Einfachheit zu entdecken. Jedenfalls versuche ich es nun ein letztes Mal mit der Einfachheit, indem ich zuerst das allgemeine Argument auf wenigen Seiten zusammenfasse und dann unsere drei Hypothesen aus Kapitel 1 erneut betrachte, um zu sehen, wie es um sie steht. Ich schliesse mit einigen Gedanken über die Sprache als geteilte Intentionalität.

### 7.1 Zusammenfassung des Arguments

Eine Zusammenfassung des allgemeinen Arguments dieses Buches (die sich ungefähr an den einzelnen Kapiteln orientiert) könnte folgendermaßen aussehen.

Menschen, an der sowohl evolutionäre als auch kulturelle Prozesse beteiligt sind – die den Beschränkungen einer Vielfalt allgemeiner kognitiver und sozio-kognitiver Prozesse unterliegen. Ein Großteil davon vollzog sich in der gestischen Modalität, was erklärt, warum heutzutage Zeichensprachen so leicht entstehen. Die Schaffung und Modifikation grammatikalischer Konstruktionen ist nach meiner Auffassung nur deshalb möglich, weil Menschen miteinander im Sinne einer gemeinsamen Tätigkeit mit einem gemeinsamen Ziel kommunizieren und der Kommunizierende vieles ungesagt läßt, wenn angenommen werden kann, daß es zum gemeinsamen Hintergrund gehört und somit vom Empfänger durch praktisches Schließen erschlossen werden kann; daher gelangen Individuen, die außerhalb dieses Kokons gemeinsamer Aufmerksamkeit stehen, recht häufig zu neuen Analysen darüber, welche Teile der Äußerung welche Funktionen erfüllen. Selbst in den spätesten Stadien der Sprachentwicklung gehören die grundlegenden Fertigkeiten und Motive der geteilten Intentionalität, mit denen Menschen den Weg der kooperativen Kommunikation einschlugen, immer noch zum Kern dieses Prozesses.



*Der Weg zur kooperativen Kommunikation des Menschen beginnt mit der intentionalen Kommunikation der Menschenaffen, wie sie sich insbesondere in Gesten manifestiert.*

- Affen lernen viele ihrer Gesten (durch ontogenetische Ritualisierung) und setzen sie daher flexibel, ja absichtlich ein, einschließlich der Beobachtung der Aufmerksamkeit bestimmter anderer. Das steht in völligem Kontrast zu ihren ungelerten, unflexiblen, emotionalen Vokalisierungen, die unterschiedlos in die Welt ausgesendet werden.
- Affen benutzen ihre gelerten, absichtlichen Gesten immer, um Handlungen von anderen, darunter auch Menschen, zu erbitten bzw. zu verlangen. Sie setzen ihre Intentionsbewegungen ein, um solche Handlungen direkt zu fordern, und ihre Aufmerksamkeitsfänger, um sie indirekt zu fordern, das heißt, sie verwenden sie, um die Aufmerksamkeit des anderen so zu lenken, daß er etwas Bestimmtes sehen und infolge dessen etwas Bestimmtes tun wird. Die gelerten Aufmerksamkeitsfänger von Affen sind möglicherweise die einzigen intentionalen Kommunikationsakte in der Tierwelt, die auf der Grundlage dieser zweigeteilten Intentionalität funktionieren: daß der andere etwas sieht und infolge dessen etwas tut.

- Dem Verstehen und der Produktion dieser Gesten liegen Fertigkeiten des Verstehens individueller Intentionalität zugrunde – das Verstehen, daß andere Ziele und Wahrnehmungen haben –, und daraus ergibt sich eine Art von praktischem Schließen über die Handlungen anderer sowie möglicherweise auch darüber, warum sie etwas tun. Die Kommunizierenden und die Empfänger haben jeweils ihre eigenen, voneinander verschiedenen Ziele im Kommunikationsprozeß, es gibt keine gemeinsamen Ziele.

*Die kooperative Kommunikation des Menschen ist komplexer als die intentionale Kommunikation von Affen, weil ihre zugrundeliegende sozio-kognitive Infrastruktur nicht nur Fertigkeiten des Verstehens individueller Intentionalität, sondern auch Fertigkeiten und Motivationen geteilter Intentionalität umfaßt.*

- Die grundlegende kognitive Fertigkeit geteilter Intentionalität ist das rekursive Erkennen geistiger Zustände. Wenn diese Fertigkeit bei bestimmten sozialen Interaktionen eingesetzt wird, erzeugt sie gemeinsame Ziele und gemeinsame Aufmerksamkeit, die den gemeinsamen begrifflichen Hintergrund bereitstellen, innerhalb dessen menschliche Kommunikation auf natürlichste Weise stattfindet.
- Die grundlegenden Motive geteilter Intentionalität sind Helfen und Teilen. Wenn sie bei kommunikativen Interaktionen zum Tragen kommen, erzeugen sie die drei grundlegenden Motive menschlicher kooperativer Kommunikation: das Auffordern (Hilfe verlangen), das Informieren (Hilfe in Form nützlicher Informationen anbieten) und das Teilen von Gefühlen und Einstellungen (soziale Bindungen durch die Erweiterung des gemeinsamen Hintergrunds herstellen).
- Wechselseitige Annahmen (und sogar Normen) der Kooperation und die Grice'sche kommunikative Absicht werden erzeugt, wenn das rekursive Erkennen geistiger Zustände auf die Kooperationsmotive angewendet wird: Wir wissen beide wechselseitig, daß wir kooperativ sind (und es vom Standpunkt der sozialen Gruppe auch sein sollten). Das führt miteinander interagierende Menschen dazu, auf das Ziel erfolgreicher Kommunikation hin zusammenzuarbeiten und nicht nur praktische, sondern auch kooperative Schlußfolgerungen vorzunehmen und dabei Schlüsse kommunikativer Relevanz zu ziehen.

- Nichtsprachlich kommunizieren Menschen, indem sie die Zeigegeste verwenden, um die visuelle Aufmerksamkeit anderer zu lenken; und sie verwenden ikonische Gesten (Gebärdenspiel), um die Einbildungskraft anderer zu steuern. Diese beiden Gestentypen können als »natürliche« Kommunikation betrachtet werden, da sie jeweils die natürliche Neigung des Empfängers ausnutzen, der Blickrichtung zu folgen und die Handlungen anderer als intentionale zu interpretieren. Diese einfachen Gesten übermitteln Botschaften auf komplexe Weise, da sie in zwischenmenschlichen Situationen verwendet werden, in denen die Beteiligten einen gemeinsamen begrifflichen Hintergrund als Interpretationszusammenhang haben sowie sich wechselseitige Kooperationsbereitschaft unterstellen.

- »Arbiträre« Kommunikationskonventionen, einschließlich sprachlicher Konventionen, stützen sich auf dieselbe kooperative Infrastruktur wie »natürliche« menschliche Gesten. In der Tat leiten sie sich ursprünglich von diesen natürlichen Gesten durch eine »Drift zum Arbiträren« ab, wenn Neulinge den instrumentellen Gebrauch ikonischer Gesten erwerben, deren Ikonizität sie nicht voll erfassen.

*Die Ontogenese der gestischen Kommunikation von Kleinkindern, insbesondere der Zeigegesten, liefert Belege für die verschiedenen Komponenten der hypothetisch angenommenen kooperativen Infrastruktur und stellt eine Verbindung zur geteilten Intentionalität her, und zwar vor dem Beginn des Spracherwerbs.*

- Studien zu Zeigegesten von Kleinkindern demonstrieren die entscheidende Rolle der Infrastruktur geteilter Intentionalität: des Rahmens gemeinsamer Aufmerksamkeit und des gemeinsamen Hintergrunds; der drei grundlegenden Motive des Aufforderns, des Informierens und des

Teilens; und mit etwas geringerer Deutlichkeit der kommunikativen Absicht und kooperativen Normen.

- Die Zeigegeste von Kleinkindern tritt während ihrer Entwicklung erst mit ihren sich herausbildenden Fertigkeiten geteilter Intentionalität bei gemeinschaftlichen Tätigkeiten auf – und nicht vorher, obwohl viele andere Voraussetzungen schon früher vorliegen –, und das Auftreten dieser Gesten geht jeder wesentlichen Fertigkeit im Umgang mit einer konventionellen Sprache voraus.

- Die ikonischen Gesten von Kleinkindern folgen ihren ersten Zeigegesten unmittelbar nach und erfordern eine kommunikative Absicht, um wirksam zu sein (sonst erscheinen sie bloß als leere Handlungen); sie werden rasch durch die konventionelle Sprache ersetzt (während Zeigegesten durch die Entstehung der Sprache nicht ersetzt werden), weil sowohl ikonische Gesten als auch sprachliche Konventionen symbolische Weisen des Hinweisens auf Bezugsgegenstände sind.

- Der ontogenetische Übergang von Gesten zu konventionellen Formen der Kommunikation, einschließlich der Sprache, stützt sich ebenfalls wesentlich auf die Infrastruktur geteilter Intentionalität – insbesondere auf die gemeinsame Aufmerksamkeit bei gemeinschaftlichen Tätigkeiten –, um den gemeinsamen Hintergrund für das Erlernen von »arbiträren« Kommunikationskonventionen zu schaffen.

- Der ontogenetische Übergang von Gesten zur Sprache beweist die gemeinsame Funktion von (1) Zeigegesten und Demonstrativa (etwa *dieses* und *jenes*) und (2) von ikonischen Gesten und inhaltstragenden Wörtern (etwa Nomen und Verben).

*Die menschliche kooperative Kommunikation entstand phylogenetisch als Teil einer umfassenderen Anpassung für gemeinschaftliche Tätigkeit und das Kulturleben im Allgemeinen.*

eignisse und Teilnehmer auf. Diese grundlegenden grammatikalischen Fertigkeiten sind somit als Ausgangspunkt für die Evolution der grammatikalischen Kompetenz des Menschen »gegeben«.

– Wenn »sprachliche« Affen – und daher vielleicht auch sehr frühe Menschen – Äußerungen mit mehreren Einheiten produzieren, verwenden sie diese fast immer für Aufforderungen, die typischerweise nur »dich und mich im Hier und Jetzt« betreffen; es gibt also keinen funktionalen Druck für ernstzunehmende syntaktische Markierungen. Diese Affen und die frühen Menschen verfüg(t)en demnach nur über eine Grammatik des Aufforderns.

– Mit der Entstehung der Informationsfunktion und bei Bezugsgegenständen, die räumlich und zeitlich entfernt sind, entsteht ein Bedürfnis nach grammatikalischen Hilfsmitteln, um (1) abwesende Referenten zu identifizieren, indem man sie im gegenwärtigen Rahmen gemeinsamer Aufmerksamkeit verankert (eventuell unter Verwendung von mehrteiligen Konstituenten), (2) die Rollen der Teilnehmer syntaktisch zu markieren und (3) um aufzudeckende von informierenden Kommunikationsmotiven zu unterscheiden. Diese funktionalen Anforderungen führen zu einer Grammatik des Informierens.

– Mit der Entstehung des Motivs des Teilens und dem Aufkommen von Äußerungen, die die Funktion haben, komplexe Abfolgen von Ereignissen zu schildern, die räumlich und zeitlich entfernt sind, entsteht ein Bedürfnis nach grammatikalischen Hilfsmitteln, um (1) Ereignisse mit einem zeitlichen Index zu versehen und sie aufeinander zu beziehen und um (2) Teilnehmer über verschiedene Ereignisse hinweg zu verfolgen. Diese funktionalen Erfordernisse führen zu einer Grammatik des Teilens und der Erzählung.

– Die besonderen grammatikalischen Konstruktionen ein-

zelter Sprachen werden durch einen Konventionalisierungsprozeß (Grammatikalisierung und andere Prozesse) in kulturgeschichtlichen Zeiträumen geschaffen und hängen entscheidend von gemeinsamen Zielen der Kommunikation, einem gemeinsamen begrifflichen Hintergrund und bestimmten elementaren Prozessen der Kognition und Informationsverarbeitung ab. Die hier beteiligten Prozesse auf der Gruppenebene erzeugen außerdem die Normativität von Konstruktionen als »grammatische« Konstruktionen.

### 7.2 Hypothesen und Probleme

In Kapitel 1 habe ich drei Hypothesen über die Ursprünge der menschlichen Kommunikation vorgeschlagen: (1) Die menschliche kooperative Kommunikation entwickelte sich anfangs im Bereich der Gesten (Zeigegesten und Gebärdenspiel); (2) diese Entwicklung wurde durch Fertigkeiten und Motivationen geteilter Intentionalität potenziert, welche sich ihrerseits ursprünglich im Kontext von gemeinschaftlichen Tätigkeiten entwickelten; (3) völlig arbiträre sprachliche Konstruktionen konnten nur im Kontext von intrinsisch sinnvollen, gemeinschaftlichen Tätigkeiten entstehen, die durch »natürliche« Formen der Kommunikation wie Zeigegesten und Gebärdenspiel koordiniert wurden. Wir sind nun in der Lage einzuschätzen, wie es um diese drei Hypothesen steht.

Was die Gesten betrifft, so hat eine Reihe von Theoretikern schon seit langem vorgeschlagen, daß in ihnen der erste Schritt der Menschen auf dem evolutionären Weg zur Sprache zu sehen ist.<sup>1</sup> Diese Autoren haben eine Reihe von evolu-

1 Hewes 1973, Corballis 2002, Kendon 2004, Armstrong und Wilcox 2007.

tionstheoretischen Argumenten für diese These vorgetragen, die zum größten Teil mit verschiedenen Vorteilen der visuellen manuellen Modalität zu tun haben. Ebenfalls von Bedeutung sind die Tatsachen, daß Kleinkinder, bevor sie mit dem Sprechen anfangen, in sinnvoller Weise durch Gesten kommunizieren, und daß gehörlose Kinder, die keinen Kontakt mit einer Zeichensprache haben, schon früh auf komplexe Weise zu kommunizieren beginnen, indem sie erfundene Gesten benutzen. Außerdem fällt es Menschen, die keine Kommunikationskonventionen mit anderen teilen – angefangen bei Besuchern eines fremden Landes bis hin zu den Schöpfern der Nicaragua-Zeichensprache –, relativ leicht, mit der Kommunikation durch Gesten zu beginnen. Innerhalb weniger Generationen und unter den geeigneten sozialen Bedingungen können diese am Ende sogar zu etwas konventionalisiert werden, das wie eine ausgewachsene menschliche Sprache aussieht. Wären Menschen nur an eine stimmliche Sprache angepaßt, würde es sich bei diesen Erfindungen von Gesten um ungläubliche und nahezu unerklärliche Erweiterungen der Kernfähigkeit handeln. Wären Menschen dagegen zuerst für so etwas wie die gestische Kommunikation angepaßt worden und hätte die stimmliche Modalität erst später die Leitung übernommen, ließen sich diese Erfindungen von Gesten viel leichter erklären.

Ich habe dem zwei weitere Argumente hinzugefügt, nämlich ein empirisches und ein theoretisches. Das empirische Argument lautet, daß alle vier Spezies von Menschenaffen Gesten auf sehr flexible Weise lernen und einsetzen. Das steht in bemerkenswertem Kontrast zu ihren ungelerten, unflexiblen Vokalisierungen. Sie verwenden ihre Gesten auch mit einer gewissen Sensibilität für den Aufmerksamkeitszustand bestimmter Empfänger und gebrauchen sogar bestimmte Aufmerksamkeitsfängergesten, die schon zwischen zwei Intentionsebenen unterscheiden – der referentiellen und der

sozialen Ebene. All dies kündigt eindeutig die ganze raffinierte Lenkung der Aufmerksamkeit an, die bei der menschlichen referentiellen Kommunikation stattfindet. Im Anschluß daran kann man sich leicht vorstellen, wie sich diese flexiblen Gesten zu menschlichen Zeige- und ikonischen Gesten entwickelt haben, die bereits vor der stimmlichen Sprache die grundlegendsten Merkmale menschlicher kooperativer Kommunikation verkörpern. Jedoch ist zu beachten, daß die Vokalisierungen von Menschenaffen nicht so gründlich untersucht worden sind – die große Mehrheit der Untersuchungen zu Vokalisierungen von Primaten konzentrierte sich auf kleine Affen; dieser Bereich verdient daher in Zukunft eindeutig mehr Aufmerksamkeit seitens der Forschung. Die Aufmerksamkeitsfänger von Menschenaffen, möglicherweise besonders diejenigen, bei denen es um externe Gegenstände geht (und die Zeigegesten gegenüber Menschen umfassen), müssen ebenfalls weiter erforscht werden.

Das theoretische Argument besagt, daß nur sehr schwer zu sehen ist, wie Menschen direkt von affenähnlichen Vokalisierungen, die im Grunde mit den Emotionen des Kommunizierenden verbunden sind, zu eigens geschaffenen, gelernten und wechselseitig bekannten Kommunikationskonventionen hätten übergehen können, die von allen Mitgliedern einer Gruppe geteilt werden. Um diesen Punkt etwas drastischer darzustellen, verwendete ich ein etwas groteskes Gedankenexperiment nichtsprachlicher Kinder auf einer einsamen Insel, die entweder nicht vokalisieren oder nicht gestikulieren konnten. Die Kinder, die nicht vokalisieren konnten, würden beispielsweise einen heraufziehenden Sturm durch ihr Gebärdenspiel darstellen und ganz ordentlich kommunizieren; es ist jedoch schwierig, sich vorzustellen, daß die Kinder, die nicht gestikulieren konnten, ohne weiteres stimmliche Konventionen schaffen würden – zumal Vokalisierungen dazu tendieren, die Aufmerksamkeit auf das Subjekt und dessen

emotionalen Zustand und keineswegs auf äußere Bezugsgegenstände zu zielen. Der Vorschlag lautete daher, daß der Pfad zu stimmlichen Konventionen des Menschen durch ein Zwischenstadium von auf natürliche Weise sinnvollen, handlungs-basierten Gesten hindurchgehen mußte, die sich auf die natürlichen Neigungen des Menschen stützen, der Blickrichtung anderer zu folgen und ihre Handlungen als intentionale zu interpretieren. Ja, ich habe sogar dafür argumentiert, daß stimmliche Konventionen kommunikative Bedeutung ursprünglich nur annehmen, weil sie auf dem Rücken von natürlich sinnvollen Gesten transportiert bzw. mit diesen zusammen redundant verwendet wurden.

Für die zweite Hypothese – geteilte Intentionalität als Grundlage für menschliche kooperative Kommunikation – gibt es zwei Stränge empirischer Belege und ein paar theoretische Argumente. Der erste Strang empirischer Belege ergibt sich aus dem Vergleich von Menschenaffen und Menschen. Experimentelle Untersuchungen, von denen ein Großteil in Abschnitt 2.4 rekapituliert wurde, zeigen, daß Menschenaffen individuelle Intentionalität verstehen. Manche Forscher glauben, unsere Einschätzung sei hier zu großzügig und daß Affen und andere nichtmenschliche Tiere nur über einfache Verhaltensregeln verfügen, um vorherzusagen, was die anderen in bestimmten Situationen tun werden.<sup>2</sup> Unserer Ansicht nach sprechen die Untersuchungen jedoch für sich selbst, indem sie für alle wichtigen Punkte konvergierende Belege unter Verwendung mehrerer verschiedener Methoden liefern.<sup>3</sup> Außerdem scheint unsere Analyse der gestischen Kommunikation von Affen auch im Einklang mit einem Verständnis individueller Intentionalität zu sein. Im Gegensatz

2 Povinelli und Vonk 2006.

3 Siehe ein systematischeres Argument dazu bei Tomasello und Call, im Druck.

zu diesen überzeugenden Belegen für ein Verständnis individueller Intentionalität gibt es jedoch keine experimentellen Belege dafür, daß Menschenaffen sich an kollektiver Intentionalität beteiligen, da ihre gleichzeitigen Tätigkeiten in Studien nicht die Struktur menschlicher Zusammenarbeit aufzuweisen scheinen und sie auch nicht auf menschenähnliche Weise an gemeinsamer Aufmerksamkeit teilhaben. In diesem Fall gibt es Forscher, die meine Einschätzung für zu negativ halten; beispielsweise glaubt Boesch, daß Beobachtungen des Jagdverhaltens von Schimpansen in der Natur dessen gemeinschaftliches Wesen nachweisen.<sup>4</sup> Für den Nachweis zugrundeliegender kognitiver Prozesse sind jedoch Beobachtungen in der Natur nicht ausreichend; wir brauchen experimentelle Studien. Und die Studien, die durchgeführt wurden – fairerweise muß gesagt werden, daß es nicht besonders viele davon gibt –, haben zwar die Fähigkeit der Affen nachgewiesen, sich in Problemlösungssituationen mit anderen abzustimmen, nicht aber, im Zuge dessen gemeinsame Ziele, gemeinsame Pläne und gemeinsame Aufmerksamkeit mit ihnen auszubilden. Negative Ergebnisse aus Studien sind natürlich immer schwerer zu interpretieren, und deshalb ist die experimentelle Untersuchung der Zusammenarbeit von Menschenaffen ein weiterer Bereich, der ganz dringend größerer wissenschaftlicher Aufmerksamkeit bedarf.

Da Menschenaffen sich im allgemeinen nicht an wirklich gemeinschaftlichen Tätigkeiten beteiligen, ist ihre Kommunikation meiner Hypothese zufolge im Grunde ebenfalls individualistisch – genauso wie die Kommunikation anderer Säugetiere. Ihre intentionale Kommunikation richtet sich ausschließlich darauf, Aufforderungen zu machen. Es gibt einige Beobachtungen von Menschenaffen, die auf Weisen kommunizieren, die von prototypischen Aufforderungen

<sup>4</sup> Boesch 2005.



abzuweichen scheinen. Beispielsweise berichten Forscher, die »sprachliche« Affen trainiert haben, typischerweise über einige Äußerungen, die verwendet werden, wenn der Affe anscheinend überhaupt nichts will. Hier sind jedoch experimentelle Untersuchungen nötig, da einer akzeptablen Alternativhypothese zufolge Affen ihre Fertigkeit einfach dadurch ausüben, daß sie etwas »benennen«, wenn sie es sehen – ohne irgendeinen prosozialen Wunsch zu haben, andere über etwas Nützliches zu informieren oder deklarativ mit ihnen Gefühle oder Einstellungen zu teilen. Ein weiteres Beispiel liefern die verschiedenen Studien, die zeigen, daß Affen auf den Ort eines verborgenen Werkzeugs zeigen, wenn sie Futter haben wollen und ein Mensch das versteckte Werkzeug finden muß, um das Futter für sie zu holen (siehe die Literaturhinweise in Abschnitt 2.3). Man könnte zwar sagen, daß sie den Menschen hier informieren, aber da Affen anscheinend solche Zeigegesten nicht benutzen, wenn der Mensch nur etwas für sich selbst will (die Forschung dazu ist noch nicht abgeschlossen) – und sie etwas Derartiges gewiß nicht für Artgenossen machen –, könnte man dies auch als so etwas wie »sozialen Werkzeuggebrauch« verstehen: zu verlangen, daß der Mensch das Werkzeug für den Affen holen und benutzen soll. Zudem ist nirgendwo belegt, daß Affen einen gemeinsamen Hintergrund oder wechselseitige Erwartungen von Hilfsbereitschaft benutzen oder etwa die Grice'sche kommunikative Absicht verstehen, da sie regelmäßig daran scheitern, einfache Relevanz-Schlussfolgerungen in Studien zu ziehen, in denen ihr Verständnis der menschlichen Zeigegeste geprüft wird (siehe Abschnitt 2.3). Auf jeden Fall wird durch unsere Interpretation dieser beiden Datensätze über die Zusammenarbeit und Kommunikation von Menschenaffen nahegelegt, daß Menschenaffen sich nicht an wirklich gemeinschaftlichen Tätigkeiten oder echter kooperativer Kommunikation beteiligen. Da Menschen an beidem teilha-

ben und da von einem theoretischen Gesichtspunkt aus beide Tätigkeiten kooperative Fertigkeiten und Motive beinhalten, ist es eine plausible Hypothese, daß diese beiden Fertigkeiten eine gemeinsame psychologische Infrastruktur geteilter Intentionalität aufweisen. Diese gemeinsame Infrastruktur deutet auf einen gemeinsamen evolutionären Ursprung beider Fertigkeiten hin.

Der zweite Strang von Belegen für die zentrale Rolle geteilter Intentionalität stammt aus der Ontogenese des Menschen. Kleinkinder sind physisch dazu in der Lage, mit ihren Händen und ihrem Körper schon recht früh in ihrer Entwicklung Zeigegesten und Gebärden zu machen. Außerdem scheinen sie zumindest über einige Motive zu verfügen, die die kooperative Kommunikation erfüllen könnte, zum Beispiel andere durch Aufforderungen dazu zu bringen, etwas Bestimmtes zu tun (und vielleicht auch, Gefühle zu teilen). Sie beteiligen sich jedoch nicht an kooperativer Kommunikation, bis sie beinahe ein Jahr alt sind; das ist nun wiederum genau dasselbe Alter, in dem sie Fertigkeiten geteilter Intentionalität bei ihren gemeinschaftlichen Tätigkeiten mit anderen Personen zu zeigen beginnen. Die zeitliche Übereinstimmung ist hier nicht so eindeutig, weil sich eine ganze Reihe von Dingen ungefähr um den ersten Geburtstag herum ereignet, aber dieses gleichzeitige Auftauchen in der Entwicklung gibt gewiß sehr zu denken. Ab dem ersten Geburtstag weisen außerdem die Zeigegesten und anderen Gebärden von Kleinkindern Anzeichen der Verwendung eines gemeinsamen Hintergrunds, kooperativer Motive und möglicherweise auch wechselseitiger Annahmen von Kooperativität und der Grice'schen kommunikativen Absicht auf – obwohl hier sicherlich weitere Forschung nötig ist.

Wie schon zuvor, als es um die Affen ging, kommen auch hier die Kritiker wieder aus beiden Richtungen. Obwohl sie diese Fragen nicht spezifisch behandeln, gibt es einige Klein-

Kindforscher, die sehr wahrscheinlich glauben, daß Kleinkinder sich tatsächlich viel früher an so etwas wie kooperativer Kommunikation beteiligen, als sich an der Zeigegeiste im Alter von einem Jahr ablesen läßt.<sup>5</sup> Dagegen gibt es andere Theoretiker, die denken, daß wir zu großzügig sind, wenn wir die Zeigegeisten von einjährigen Kindern so interpretieren, als manipulierten sie die geistigen Zustände anderer auf altruistische Weise.<sup>6</sup> Aber wie im Fall der Menschenaffen handelt es sich hier hauptsächlich um Forscher, die sich stärker auf Beobachtungen in der Natur als auf experimentelle Studien konzentrieren, und wir glauben, daß die gegenwärtige experimentelle Forschung, wie sie in Kapitel 4 referiert wurde, unsere Position bezüglich der mentalistischen und altruistischen Struktur der frühen Kommunikation stützt. Es gibt gewiß keine experimentellen Untersuchungen, die gegen diese Schlussfolgerung sprechen.

Die wichtigsten theoretischen Argumente für geteilte Intentionalität als Basis menschlicher kooperativer Kommunikation stammen aus den philosophischen Analysen der Kommunikation, die von Klassikern wie Wittgenstein, Grice und Lewis und zeitgenössischeren Denkern wie Sperber und Wilson, Clark, Levinson und Searle geliefert wurden.<sup>7</sup> Ich behaupte gewiß nicht, theoretisch irgend etwas geleistet zu haben, das über ihre Einsichten bedeutend hinausgeht. Ich habe lediglich versucht, anhand ihrer wegweisenden Ideen etwas Neues zusammenzubauen, indem ich sie auf die Kommunikationstätigkeiten von Menschenaffen, menschlichen Kindern und vielleicht unserer menschlichen Vorfahren angewandt habe. Der zentrale, vereinheitlichende Begriff dafür

5 Zum Beispiel Trevarthen 1979.

6 Carpendale und Lewis 2004.

7 Wittgenstein 1953/2008, Grice, 1957/1977, 1975/1979, Lewis 1969/1975, Sperber und Wilson 1986, Clark 1996, Levinson 1995, 2006, Searle 1969/1983, 1995/1997.

ist so etwas wie das rekursive Erkennen geistiger Zustände (wie beispielsweise in Tabelle 3.1 zusammengefaßt). Wir sehen also, daß sich das Verstehen von Intentionen und Aufmerksamkeit seitens der Menschenaffen in gemeinsame Intentionen, gemeinsame Aufmerksamkeit und kommunikative Absichten von Menschen verwandelt; wir sehen, daß sich die Kooperationsmotive der Menschen für das Kommunizieren in wechselseitige Annahmen und sogar Normen der Kooperation verwandelt; und wir sehen, daß sich die »natürlichen« Kommunikationsgesten der Menschen zu menschlichen Kommunikationskonventionen wandeln. Diese Wandlungen ergeben sich alle aus einer bestimmten Art von rekursiv strukturiertem, gegenseitigem Verstehen zwischen zwei oder mehreren Menschen, von denen jeder weiß, daß der andere weiß usw., wobei dieser Prozeß endlos hin- und her geht – zumindest dann, wenn man ihn aus einer bestimmten Perspektive betrachtet.

Der Begriff wechselseitigen Wissens wurde im Kontext der Kommunikation zuerst von Lewis bei seiner Analyse koordinierender Konventionen verwendet.<sup>8</sup> Sperber und Wilson sind unzufrieden mit den Konnotationen wechselseitigen Wissens (da sie Gewißheit implizieren). Sie ziehen es deshalb vor, von wechselseitigen kognitiven Umgebungen und wechselseitiger Offenkundigkeit zu reden, um einige derselben Einsichten zu erfassen.<sup>9</sup> Clark optiert für die Rede von einem gemeinsamen Hintergrund als neutralere Weise, das Phänomen zu beschreiben, und Searle spricht einfach von der kollektiven oder der Wir-Intentionalität.<sup>10</sup> Es gibt eine umfangreiche Debatte darüber, ob der Begriff der Rekursivität bei alledem wirklich notwendig ist oder ob es nicht sinnvoll-

8 Lewis 1969/1975.

9 Sperber und Wilson 1986.

10 Clark 1996, Searle 1995/1997.

ler wäre, die Wir-Intentionalität in all ihren verschiedenen Formen als etwas psychologisch nicht weiter Analysierbares ohne die ganze Hin- und Herbewegung zu beschreiben. Meine eigene Meinung dazu ist, daß es davon abhängt, was wir zu erklären versuchen: ob wir die Wir-Intentionalität als theoretischen Grundbegriff oder als etwas behandeln, das von einer Hin- und Herbewegung zwischen Individuen abgeleitet ist. Wenn wir erklären, wie derzeit lebende Menschen in Echtzeit vorgehen, ist es möglich, daß dabei tatsächlich kein Begriff von Rekursivität eine Rolle spielt, sondern daß Menschen einfach einen primitiven Begriff von Wir-Intentionalität besitzen. In der Tat glaube ich, genau das trifft für junge Kleinkinder zu; sie unterscheiden einfach Situationen, in denen wir die Aufmerksamkeit bezüglich einer Sache teilen, von Situationen, in denen wir das nicht tun. Mit fortschreitender Entwicklung werden jedoch die verschiedenen individuellen Perspektiven, die im Teilen verkörpert sind, explizit gemacht (vermutlich auf der Grundlage von holprigen Interaktionen, bei denen sich herausstellt, daß Dinge, die man zu teilen meinte, tatsächlich nicht geteilt werden), vielleicht so, wie es sich Barresi und Moore vorstellen.<sup>11</sup> Zuvor habe ich als Beleg für die Rekursivität die Tatsache angeführt, daß bei dem Hin und Her auf verschiedenen Ebenen Störungen vorkommen können – und Menschen diagnostizieren diese auf verschiedene Weise und beheben sie dementsprechend ebenfalls verschieden –, aber die derzeit vorliegenden Daten für diese Hypothese sind nicht so zahlreich. Und wenn wir uns der Evolution zuwenden, halte ich es für äußerst unplausibel zu postulieren, daß die Wir-Intentionalität mit allem Drum und Dran als eine einmalige Neuerung entstand. Es ist viel mehr so gut wie sicher, daß es eine Zeit gab, in der Individuen so etwas wie »er sieht, daß ich es sehe« zu verstehen begannen

11. Barresi und Moore 1996.

und sich die volle Rekursivität dieses Verstehens erst später manifestierte.

Im Hinblick auf die dritte Hypothese über den Ursprung von Kommunikationskonventionen im besonderen habe ich schließlich behauptet, daß völlig arbiträre Kommunikationskonventionen wie diejenigen in der gesprochenen Sprache nur durch die Vermittlung von »natürlicheren«, handlungsbasierten Gesten innerhalb gemeinschaftlicher Interaktionen entstanden sein könnten: gemeinschaftliche Interaktionen, die durch gemeinsame Aufmerksamkeit strukturiert wurden und so die natürliche Neigung der Menschen, der Blickrichtung anderer zu folgen und Handlungen intentional zu interpretieren, ausnutzten. Die besten Belege hierfür stammen vielleicht aus der frühen Kindersprache. Obwohl junge Kleinkinder bereits mit wenigen Monaten vollkommen dazu in der Lage sind, Laute und Erfahrungen miteinander zu assoziieren (und sogar Vokalisierungen zu imitieren), fangen sie mit dem Erwerb sprachlicher Konventionen erst an, wenn sie um den ersten Geburtstag herum damit beginnen, sich mit anderen an gemeinschaftlichen Tätigkeiten zu beteiligen, die von gemeinsamer Aufmerksamkeit strukturiert werden. Tatsächlich korreliert die Beteiligung von Kleinkindern an solchen Tätigkeiten quantitativ sehr stark damit, wie schnell sie ihre ersten Kommunikationskonventionen erwerben.<sup>12</sup> Für konventionelle Kommunikation sind natürlich ebenfalls solide Fertigkeiten der Handlungsimitation erforderlich – möglichsterweise sogar Imitation durch Rollentausch –, um sicherzustellen, daß die Konventionen über Generationen hinweg tradiert werden und es ein wechselseitiges Wissen davon gibt, daß sie von allen geteilt werden, die an diesem kulturgeschichtlichen Prozeß teilhaben.

Im Übergang zur Grammatik scheint der Gebrauch von

12. Siehe den Überblick bei Tomasello 2003.



Zeigegesten und anderen Gesten eine entscheidende Verbindung bereitzustellen, obwohl natürlich heute lebende Kinder sowohl kommunikative als auch grammatikalische Konventionen mit großem Eifer direkt erwerben, einfach um wie die anderen zu sein. Daher können sie diese ohne jegliche Unterstützung durch natürliche Gesten erwerben, wenn der Rahmen gemeinsamer Aufmerksamkeit stark genug ist. Gehörlose Kinder, die mit ihren Eltern idiosynkratische Kommunikationskonventionen in Form von Home-Sign-Gebärdensprachen erfinden, müssen bei Interaktionen gezwungenermaßen mit natürlichen Gesten auf der Basis gemeinsamer Aufmerksamkeit beginnen, ansonsten würde man sie nicht verstehen. Für jegliche Bewegung zum Arbitären hin benötigten solche Zeichensysteme eine Gemeinschaft, in der sich eine wechselseitig bekannte, geteilte Lerngeschichte entwickeln kann (wie in der Nicaragua-Zeichensprache).

Der Ursprung der Grammatik in der Evolution des Menschen war unserer Hypothese zufolge Teil eines einzigen Prozesses, in dem Menschen begannen, Kommunikationsmittel zu konventionalisieren. Es war also ein schrittweiser Prozeß, in dem neu entstehende Kommunikationsmotive des Informierens und Teilens bzw. Erzählens einen neuen funktionalen Druck auf Individuen ausübten, die voneinander bereits Dinge durch »natürliche« Gesten und dann durch holophrastische Konventionen verlangten. Als Reaktion darauf schufen Menschen konventionelle syntaktische Hilfsmittel zur grammatikalischen Strukturierung von mehrteiligen Äußerungen und erfüllten auf diese Weise die neuen Kommunikationsbedürfnisse, die durch das Informieren und Teilen angestoßen wurden. Diese Hilfsmittel wurden wiederum zu gestaltartigen Sprachkonstruktionen konventionalisiert: zu vorgefertigten Mustern sprachlicher Konventionen und syntaktischen Hilfsmitteln für wiederkehrende Kommunikationsfunktionen. Bemerkenswerterweise hängt der Prozeß, durch den

Sprachkonstruktionen konventionalisiert (grammatikalisiert) werden, entscheidend von Interagierenden ab, die ein gemeinsames Kommunikationsziel haben und in der Lage sind, miteinander die Form auszuhandeln, die die Äußerung annehmen soll, indem sie sich letztlich auf ihren gemeinsamen begrifflichen Hintergrund stützen. Die grammatikalische Dimension menschlicher kooperativer Kommunikation hatte ihren Ursprung sehr wahrscheinlich in Kombinationen von Zeigegesten und Gebärden innerhalb gemeinschaftlicher Tätigkeiten und bewegte sich aus diesem eingeschränkten Kontext auf dieselbe Weise heraus wie holophrastische Sprachkonventionen, nämlich durch eine »Drift zum Arbitären«. Die Weitergabe grammatikalischer Konstruktionen über Generationen hinweg erfordert nicht einfach nur kulturelles Lernen und Imitation, sondern auch die Fähigkeit, Muster von Sprachverwendungen anhand von erlebten Handlungen sprachlicher Kommunikation zu (re)konstruieren.

Insgesamt deutet die hier vorgelegte Analyse darauf hin, daß die menschliche Sprache am besten im Sinne von Bates als »eine aus alten Teilen gemachte, neue Maschine« verstanden wird.<sup>13</sup> Obwohl es schwer ist, sich das im 21. Jahrhundert vorzustellen, hätte am Ende in der Tat eine andere Maschine stehen können, wenn sich einige ihrer Teile am Anfang anders entwickelt hätten. Es gibt nämlich viele Teile, und jedes Teil hat seine eigene kontingente Evolutionsgeschichte. Der vorliegenden Analyse zufolge verliehen Fertigkeiten zum Verstehen individueller Intentionalität Primaten-Individuen ursprünglich einen Wettbewerbsvorteil; Fertigkeiten zur Imitation von Handlungen entwickelten sich ursprünglich beim Werkzeuggebrauch und der Werkzeugherstellung des Menschen; gemeinsame Absichten und gemeinsame Aufmerksamkeit entwickelten sich ursprünglich im Kontext

<sup>13</sup> Bates 1979.

menschlicher gemeinschaftlicher Tätigkeit; die Grice'sche kommunikative Absicht entstand im Kontext wechselseitiger Kooperationserwartungen; menschliche Motive für das Informieren anderer über bestimmte Dinge entwickelten sich ursprünglich im Kontext der Sorge um den eigenen Ruf als hilfsberechtigtes Mitglied der Gemeinschaft; menschliche Motive für das Teilen von Emotionen und Einstellungen entstanden ursprünglich im Kontext von Prozessen und Normen auf der Gruppenebene; menschliche Normen entstanden, um die Homogenität innerhalb der Gruppe im Kontext der kulturellen Gruppenselektion zu maximieren; menschliche Gesten haben zwar eine lange Geschichte bei den Menschenaffen, aber neue Gesten wie Zeigegesten und Gebärden entstanden in der Evolution des Menschen auf der Grundlage der natürlichen Neigung von Primaten, der Blickrichtung zu folgen und Handlungen als intentionale zu interpretieren; menschliche Kommunikationskonventionen entstanden in Situationen mit gemeinsamen Zielen, gestützt auf menschliche Fertigkeiten der Imitation durch Rollentausch und Kooperationsmotive, und werden auf der Grundlage von menschlichen Fertigkeiten zur sozialen Imitation weitergegeben; die stimmlichen Fertigkeiten des Menschen weisen zwar eine lange Geschichte bei den Menschenaffen auf, haben aber auch erst in jüngerer Zeit einzigartige Merkmale entwickelt, vermutlich um die konventionelle Kommunikation zu erleichtern (und damit vielleicht eingeborene Mitglieder unserer Gruppe zu identifizieren); menschliche Grammatikfertigkeiten haben tiefe Wurzeln in der Neigung von Primaten, Erfahrungen in Ereignisse und Teilnehmer aufzugliedern und Handlungen zu einem einzigen Ziel zu kombinieren; die Konventionalisierung grammatikalischer Konstruktionen findet oberhalb der Ebene von Individuen statt und hängt unter anderem von menschlichen Fertigkeiten geteilter Intentionalität, Nachahmung und stimmlich-auditiver Verarbeitung ab. Usw., usw.

360

Es ist ganz einfach so, daß sich die menschlichen Sprachen auch ganz anders hätten entwickelt können, wenn irgendwelche dieser Teile – aus irgendeinem der zahllosen evolutionären Gründe – signifikant anders gewesen wären. Vielleicht hätten wir uns so entwickeln können, daß wir nur Dinge von anderen durch den Gebrauch natürlicher Gesten verlangen könnten. Wir hätten Sprachkonventionen entwickeln können, aber nur, um Dinge zu verlangen, so daß wir nur eine einfache Syntax konventionalisiert hätten. Oder vielleicht hätten wir Sprachkonventionen und -konstruktionen entwickeln können, um andere über nützliche Dinge zu informieren, aber nicht, um Ereignisse zu erzählen, die räumlich und zeitlich nicht gegenwärtig sind, so daß wir keine extravagante Syntax hätten, die komplexe Vertempora und -aspekte oder Hilfsmittel zur Verfolgung von Bezugsgegenständen über Ereignisse hinweg enthalten. Noch spannender ist es, sich vorzustellen, wie die menschliche »Sprache« aussähe – falls wir sie dann überhaupt noch so nennen wollten –, wenn sie sich nicht im Kontext der Kooperation, sondern der Konkurrenz entwickelt hätte. In diesem Fall gäbe es keine gemeinsame Aufmerksamkeit und keinen gemeinsamen Hintergrund, und deshalb könnten Handlungen der Bezugnahme nicht auf menschenähnliche Weise vollzogen werden, jedenfalls nicht im Hinblick auf Perspektiven oder abwesende Gegenstände. Es gäbe keine kommunikative Absicht, die sich auf wechselseitige Annahmen der Kooperationsbereitschaft stützt, und daher auch keinen Grund für mich, herauszufinden zu wollen, warum jemand mit mir zu kommunizieren versucht – und es gäbe keine Kommunikationsnormen. Es gäbe keine Konventionen, die nur entstehen können, wenn Personen ein gemeinsames, kooperatives Verständnis und Interesse haben. Und ohne die Motive des Informierens und Teilens könnte diese hypothetische kompetitive Form der »Sprache« nur für Zwang und Täuschung benutzt werden – und eigentlich nicht

361

einmal dafür, da die Kommunizierenden aus Mangel an Vertrauen nicht zusammenarbeiten könnten, um ihre Botschaft zu übermitteln. Daher könnte es im Grunde keine Sprache, wie wir sie kennen, auf der Grundlage von Konkurrenz geben. Und wenn die Kooperation sich anders entwickelt hätte, beispielsweise wie in den oben skizzierten Szenarien, wäre die Form der Sprache ebenfalls eine andere. In einfachen Worten: Wenn sich das menschliche Sozialleben in eine andere Richtung entwickelt hätte, hätten sich auch unsere Kommunikationsmittel anders entwickelt. Sich eine Sprache vorzustellen bedeutet; sich eine Lebensform vorzustellen, sagt Wittgenstein.

### 7.3 Sprache als geteilte Intentionalität

Wenn man in einer Umfrage unter Wissenschaftlern und Laien fragen würde, was für die bemerkenswerte Komplexität der kognitiven Fähigkeiten, der sozialen Institutionen und der Kultur des Menschen verantwortlich ist, wäre die am häufigsten gegebene Antwort höchstwahrscheinlich: »Die Sprache.« Aber was ist Sprache? Da es geschriebene Sprache gibt, die angeschaut, immer wieder untersucht und dann in ein Regal gestellt werden kann, halten wir die Sprache, zumindest teilweise, intuitiv für eine Art von Gegenstand.<sup>14</sup> Aber sie ist kein Gegenstand – zumindest nicht in irgendeinem interessanten Sinne –, jedenfalls nicht mehr als eine Universität oder eine Regierung oder ein Schachspiel ein Gegenstand in irgendeinem interessanten Sinne ist. In Searles Worten:<sup>15</sup>

Im Fall gesellschaftlicher Gegenstände [...] [ist] der Prozeß früher als das Produkt. Gesellschaftliche Gegenstände werden immer [...] durch gesellschaftliche Handlungen konstituiert; und in einem bestimmten Sinn ist das Objekt genau die fortdauernde Möglichkeit der Aktivität.

Sprechhandlungen sind gesellschaftliche Handlungen, die eine Person absichtlich an eine andere richtet (und hervorhebt, daß sie dies tut), um deren Aufmerksamkeit und Vorstellungskraft auf bestimmte Weise zu lenken, so daß sie das tut, weiß oder fühlt, was die erste Person von ihr will. Diese Handlungen funktionieren nur dann, wenn beide Beteiligten mit einer psychologischen Infrastruktur von Fertigkeiten und Motivationen geteilter Intentionalität ausgestattet sind, die sich zur Erleichterung von Interaktionen mit anderen bei gemeinschaftlichen Tätigkeiten entwickelt hat. Die Sprache, oder besser die sprachliche Kommunikation, ist daher nicht irgendeine Art von formalem oder sonstigem Gegenstand; vielmehr ist sie eine Form gesellschaftlichen Handelns, konstituiert durch gesellschaftliche Konventionen, um gesellschaftliche Zwecke zu erreichen, welche zumindest auf einem gewissen geteilten Verstehen und geteilten Zielen der Benutzer beruhen.

Menschliche Sprachen können, wie viele Kulturprodukte, ihrerseits zu weiteren Entwicklungen der ursprünglichen Fertigkeiten beitragen. Das gilt in wenigstens zwei grundlegenden Hinsichten. Erstens und ganz offensichtlich sind die moderne Zusammenarbeit zwischen Menschen und die moderne Kultur hauptsächlich deshalb so komplex, weil sie typischerweise über sprachliche Konventionen organisiert und tradiert werden. Die menschliche Zusammenarbeit beim Bau von Wolkenkratzern und bei der Gründung von Universitäten ist beispielsweise ohne konventionelle Formen der Kommunikation für das Setzen gemeinsamer Ziele und Unterziele sowie für die Formulierung der koordinierten Pläne zu ihrer

<sup>14</sup> Olson 1994.

<sup>15</sup> Searle 1995, S. 36, 1997, S. 46.

Verwirklichung nicht vorstellbar. Menschliche Zusammenarbeit ist zwar die ursprüngliche Heimstätte menschlicher kooperativer Kommunikation, aber dann erleichtert diese neue Form der Kommunikation in einer koevolutionären Spiralbewegung immer komplexere Formen der Zusammenarbeit.

Zweitens und weniger offensichtlich führt die Beteiligung an konventioneller sprachlicher Kommunikation und anderen Formen geteilter Intentionalität die elementare menschliche Kognition in einige überraschende, neue Richtungen. Obwohl Kognitionswissenschaftler diese Tatsache als völlig selbstverständlich voraussetzen, sind Menschen die einzigen Wesen auf diesem Planeten, die die Welt anhand verschiedener potentieller Perspektiven auf ein und denselben Gegenstand konzeptualisieren, wodurch die sogenannten perspektivischen kognitiven Repräsentationen geschaffen werden.<sup>16</sup> Der springende Punkt ist hier, daß diese einzigartigen Formen menschlicher Begriffsbildung entscheidend von geteilter Intentionalität abhängen, und zwar insofern, als der ganze Begriff der Perspektive einen Gegenstand voraussetzt, auf den wir uns gemeinsam konzentrieren und von dem wir wissen, daß wir ihn teilen, ihn aber auch aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten.<sup>17</sup> Perspektivische kognitive Repräsentationen, das ist von größter Wichtigkeit, sind kein Format menschlicher Begriffsbildung, das mit der Geburt gegeben ist, sondern werden vielmehr von Kindern konstruiert, wenn sie sich am Prozeß der kooperativen Kommunikation beteiligen – im Hin und Her verschiedener Arten von Diskursen, in denen verschiedene Perspektiven bezogen auf gemeinsame Themen ausgedrückt werden, die Teil des gemeinsamen begrifflichen Hintergrunds sind.<sup>18</sup> Die kooperative Infrastruktur menschlicher Kommunikation, einschließlich

der konventionellen sprachlichen Kommunikation, entsteht daher nicht nur aus der einzigartig kooperativen, kulturellen Weise des Lebens und Denkens der Menschen, sondern trägt auch zu ihr bei.

Es gibt also viele Ursprünge der menschlichen kooperativen Kommunikation, und ihr Gipfelpunkt in Form von Fertigkeiten sprachlicher Kommunikation stellt ein weiteres Beispiel – vielleicht das grundlegende Beispiel – des koevolutionären Prozesses dar, durch den sich elementare kognitive Fertigkeiten phylogenetisch entwickeln. Dadurch wird historisch die Schaffung von Kulturprodukten ermöglicht, die dann sich entwickelnde Kinder mit den biologischen und kulturellen Werkzeugen versorgen, welche sie für ihre ontogenetische Entwicklung brauchen.

<sup>16</sup> Tomasello 2002.

<sup>17</sup> Perner, Brandl und Garbham 2003, Moll und Tomasello 2007b.

<sup>18</sup> Tomasello und Rakoczy 2003.